

MARGAUX FRAGOSO | Tiger, Tiger

Das Buch

Margaux Fragoso ist sieben Jahre alt, als sie dem einundfünfzigjährigen Peter Curran an einem Sommertag im Schwimmbad zum ersten Mal begegnet. Als sie einige Zeit später zusammen mit ihrer Mutter zu ihm nach Hause eingeladen wird, findet das Mädchen dort ein zauberhaftes Kinderparadies vor, voller seltsamer Haustiere, Bücher, Musik und magischer Spielzeuge. Für Margaux ist die Zeit bei Peter eine kleine Befreiung: Ihr Vater schlägt sie und ihre Mutter ist zwar liebevoll, aber mit der Erziehung ihrer Tochter überfordert. Immer mehr überlässt sie ihre Tochter Peters Einfluss, in fataler Verkennung dessen, was vor ihren Augen geschieht. Bald will Margaux ihre gesamte Zeit bei Peter verbringen, der eine ganz eigene Welt voller Geschichten für sie erschafft. Doch nach und nach entwickelt sich ihre Beziehung vom Unschuldigen zum Illegalen. Peter bemächtigt sich Margaux' Leben vollständig und raubt dem vor Fantasie und Gefühl sprühenden Mädchen die Kindheit.

»Ein literarisches Meisterwerk!« *Hamburger Abendblatt*

Die Autorin

Margaux Fragoso promovierte in Englisch und Creative Writing an der Binghamton University. Sie veröffentlichte Kurzgeschichten und Gedichte in amerikanischen Literaturmagazinen. In *Tiger, Tiger* hat Margaux Fragoso – heute selbst Mutter – ihre eigene tragische Geschichte niedergeschrieben und will so Eltern und Kinder auf das Thema Pädophilie aufmerksam machen.

MARGAUX FRAGOSO

Tiger, Tiger

Roman

Aus dem Amerikanischen von Andrea Fischer

Diana Verlag

Titel der Originalausgabe: TIGER, TIGER
Published by arrangement
with Farrar, Straus and Giroux, LLC, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper Hallstavik, Schweden.

Taschenbuchausgabe 11/2012
Copyright © der Originalausgabe: TIGER, TIGER by Margaux Fragoso
Copyright © 2011 by Margaux Fragoso,
published by arrangement with Farrar,
Straus and Giroux, LLC, New York.
Copyright © der deutschen Ausgabe 2011
Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main
Copyright © dieser Ausgabe 2012 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | Copyright © Mark Scoggins/
Workbook Stock/Getty Images
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2012
978-3-453-35685-6

www.diana-verlag.de

*Für Edvige Giunta,
die den Samen hegte und pflegte*

*Für John Vernon,
der ihn geduldig erntete*

»Tiger, tiger, burning bright
In the forests of the night,
What immortal hand or eye
Could frame thy fearful symmetry?«
William Blake, *The Tiger*

»Tell me, Lord, how could you leave a lass so lone
so long that she could find her way to me?«
Toni Morrison, *The Bluest Eye*

»Tiger, Tiger, grelle Pracht
In den Dickichten der Nacht:
Wes unsterblich Aug und Hand
Wohl dein furchtbar Gleichmaß band?«
William Blake, *Der Tiger*

»Sag mir, Herr, wie durftest Du ein
kleines Mädchen so lange allein lassen,
daß es seinen Weg zu mir finden konnte?«
Toni Morrison, *Sehr blaue Augen*

INHALTSVERZEICHNIS

Prolog	13
--------	----

Erster Teil

1. »Kann ich mit dir spielen?«	25
2. Das zweistöckige Haus	38
3. Eine schlechte Angewohnheit	48
4. Wilde	62
5. Höher, höher	74
6. »Das schönste Alter für ein Mädchen ist acht Jahre«	82
7. Karen, meine Schwester, meine Schwester	108
8. »Nur wenn du das willst«	126
9. »Es ist nicht falsch, dich zu lieben«	135
10. »Mit diesem Mann stimmt etwas nicht«	149
11. Punkt, Punkt, Komma, Strich	167
12. Das geblühte Nachthemd	179
13. Unser kleines Geheimnis	196

Zweiter Teil

14. Das Wiedersehen	207
15. Die Mitgift	230
16. Cathy und Paul	251
17. »Rescue Me« – Rettet mich	262
18. Nina	275

19. Der Wasserfall	295
20. »Das war der Teufel in mir«	310
21. Pretty Babies	322
22. Ein Bund fürs Leben	330
23. Die Beichte	343
24. Ein Fremder im Spiegel	352
25. Der Aussteiger	371
26. Die Frau im Baum	391
27. Der Vertrag	402
28. »Wie des Tigers Satz«	407

Dritter Teil

29. Rivalen	423
30. Das geliehene Geld	428
31. Das Erbe	439

Nachwort	457
Danksagung	463

PROLOG

Ich begann, dieses Buch im Sommer nach dem Tod von Peter Curran zu schreiben, den ich mit sieben Jahren kennenlernte und mit dem ich fünfzehn Jahre eine Beziehung hatte, bis er im Alter von sechsundsechzig Selbstmord beging.

In der Hoffnung, dem, was geschehen ist, einen Sinn zu geben, habe ich die Geschichte meines Lebens aufgezeichnet. Selbst wenn ich nicht an ihr arbeitete, wenn sie nur in einem Fach meines Wandschranks lag, überfiel mich täglich um Punkt zwei Uhr nachmittags die Verzweiflung und erinnerte mich an das Geschehene, denn das war die Zeit, wenn Peter mich zu unserer täglichen Spazierfahrt abholte. Dieselbe Verzweiflung quält mich noch heute um fünf Uhr nachmittags, dann, wenn ich ihm immer, den Kopf an seiner Brust, etwas vorlas. Um sieben Uhr abends, wenn er mich in den Arm nahm, und schließlich um neun Uhr, wenn wir zu unserer abendlichen Rundfahrt aufbrachen: zuerst auf dem Boulevard East in Weehawken, dann zur River Road und anschließend hinunter zum Imbiss *Royal Cliffs*, wo ich einen Becher Kaffee mit viel Sahne und exakt sieben Stück Zucker und einen Brotpudding mit Rosinen und Schlagsahne kaufte oder, wenn Peter etwas anderes wollte, einen Reisauflauf. Wenn ich wieder im Wagen war (dem *Granada*, dem *Cimarron*, dem *Escort* oder dem schwarzen *Mazda*), wendete er, und wir fuhren über die River Road

und den Boulevard East zurück, vorbei an den teuren Häusern im viktorianischen oder neogotischen Stil, blickten über den Hudson River hinüber zu den Lichtern der Wolkenkratzer, die wie tausend Spiegel funkelten, und manchmal hielten wir an und beobachteten ein Gewitter.

In einem seiner Abschiedsbriefe schlug Peter mir vor, ich solle meine Erinnerungen an unser gemeinsames Leben niederschreiben – eine völlig abwegige Idee. Denn unser Leben, unsere gemeinsame Welt hatten ja nur durch Heimlichkeiten bestehen können; hätte man uns unsere Lügen und unsere Geheimsprache, unsere Blicke, Symbole und Verstecke genommen, hätte man uns alles genommen. Und wäre mir das im Alter von zwanzig oder fünfzehn oder zwölf passiert, ich hätte mich vielleicht umgebracht, und niemand mehr hätte von dieser kleinen Insel erfahren können, die aus Lügen und geheimer Sprache, aus versteckten Blicken, Symbolen und Lieblingsorten bestand. Wenn man all diese Geheimnisse zusammen nahm, hätte man den Universalschlüssel gehabt, doch fragen Sie einen Schlosser, ob es den Universalschlüssel gibt, der jedes Schloss der Welt öffnen kann, er wird es verneinen. Allerdings ist es durchaus möglich, einen Schlüssel herzustellen, der in einem bestimmten Gebäude sämtliche Türen öffnet. Die Schlösser sind dann so konstruiert, dass der sogenannte Generalschlüssel in alle passt; einen Schlüssel für jedes schon existierende Schloss zu entwerfen ist hingegen nicht möglich. Peter wusste das, weil er einmal einen Generalschlüssel für ein Krankenhaus angefertigt hatte; er hatte sich das selbst beigebracht, hatte erst abends das Handwerk in Bibliotheken studiert und dann, nachdem er sich in eine Anstellung geblufft hatte, entsprechende Erfahrungen in der Praxis gesammelt.

Stellen Sie sich ein ungefähr siebenjähriges Mädchen vor, das die roten Kugeln aus dem Kaugummiautomaten mag, aber die blauen und grünen nicht anrührt, ein Kind, dessen Turnschuhe keine Schnürsenkel, sondern Klettverschlüsse haben, ein Kind, dessen Beine sich um das metallene Pferdchen im Einkaufszentrum *Pathmark* klammern, nachdem ein Vierteldollar eingeworfen wurde. Ein Mädchen, das Angst hat vor den Jokern im Kartenspiel und deshalb verlangt, dass sie vor dem Spielen herausgenommen werden, das seinen Vater fürchtet und keine Puzzles mag (zu langweilig!), ein Kind, das Hunde, Kaninchen, Leguane und Wassereis liebt, das gerne hinten auf dem Motorrad mitfährt, denn welches siebenjährige Kind darf das schon? Ein Mädchen, das nie nach Hause gehen will, weil Peters Haus wie ein Zoo ist, und vor allem, weil es lustig ist bei Peter, weil Peter genauso ist wie sie, nur größer, und Dinge kann, die sie nicht beherrscht.

Vielleicht war ihm bekannt, dass sich die Zellen des menschlichen Körpers alle sieben Jahre erneuern und in jedem Zyklus aus den bisherigen Atomen einen neuen Menschen hervorbringen. Man könnte sagen, dass dieser Mann, also Peter, im Verlauf der nächsten sieben Jahre die sprießenden Zellen dieses Kindes neu programmierte. Aufmerksam prägte er sich ein, wie man dem Mädchen Freude bereiten konnte, folgte der deutlichen Spur seiner stillen Wünsche: Vanilleeis mit Orangenüberzug, wie ein Junge ohne Oberteil herumlaufen, sich von einer niedlichen rosa Hundezunge durchs Gesicht lecken lassen und einem Kaninchen zusehen, das frisches Grün mümmelt. Später lernte Peter gewissenhaft die Texte von *Madonna* auswendig und wusste die Titel von zwanzig *Nirvana*-Liedern.

Als ich vier Monate nach Peters Tod eine Justizvollzugsbeamtin namens Olivia für einen Artikel meiner Collegezeitschrift in ihrer Wohnung, einem Einzimmerapartment in der Nähe des Journal Square im Zentrum von Jersey City, interviewte, und wir Kamillentee tranken und zu plaudern begannen, erwähnte ich, dass ich an einem Buch schreiben würde. Sie wollte wissen, wovon es handelte, und ich erklärte, es gehe darin um einen Pädophilen. Aber es sei nur der erste Entwurf, die Rohfassung. Dann fragte ich die Beamtin, ob sie in ihrem Beruf mit Pädophilen zu tun habe.

»Mit Pädophilen? Klar. Das sind die nettesten Insassen.«

»Nett?«

»Ja. Nett, höflich, machen keinen Ärger. Sprechen einen immer mit ›Miss‹ an, antworten freundlich mit ›Ja, Ma'am‹ oder ›Nein, Ma'am‹.«

Angesichts dieser Gelassenheit von Olivia spürte ich den Drang, weiterzureden.

»Ich habe gelesen, dass Pädophile ihre Taten vor sich selbst rechtfertigen, indem sie sich einreden, alles fände in gegenseitigem Einvernehmen statt, obwohl sie ja in Wirklichkeit Zwang ausüben.« Ich hatte das in meinem Lehrbuch der klinischen Psychologie gelesen, und es hatte mich erschüttert, weil es so exakt Peters Denkweise widerspiegelte. Die nächste Erkenntnis stammte jedoch aus keinem Buch, auch wenn ich das behauptete: »Ich habe auch gelesen, dass es für ein Kind wie ein Drogenrausch sein kann, mit einem Pädophilen zusammen zu sein. Ein Mädchen hat einmal gesagt, es wäre, als würde der Pädophile in einer Zauberwelt leben, und diese Magie würde alles überlagern. Es sei so, als ob der Erwachsene selbst ein Kind wäre, nur dass er ein Wissen besitzt, das Kindern nicht zur Verfügung steht. Pädophile Menschen haben mehr Fantasie als Kinder, deshalb

können sie Welten erschaffen, die Kinder nicht einmal erträumen können. Sie haben die Gabe, die wirklich existierende Welt für das Kind irgendwie ekstatisch zu überhöhen. Und wenn das dann vorbei ist, also wenn die Welt wieder normal wird, ist das für einen Menschen, der so etwas erlebt hat, wie ein Heroinentzug. Jahrelang ersehnt er das vertraute Gefühl zurück. Ein Mädchen sagte, es sei so, als wäre die Erde verbrannt und kein Gras würde mehr wachsen. Der Boden sei schwarz und öde, doch tief im Innern würde es noch brennen.«

»Wie traurig«, sagte Olivia und sah so aus, als meinte sie es auch.

Nach einer unbehaglichen Gesprächspause kamen wir auf andere Insassentypen und die allgemeinen Erfahrungen im Strafvollzug zu sprechen. Während des Interviews wurde mir allmählich übel, ich fühlte mich von der Umgebung bedroht, von der warmen Küche, die anfangs so einladend gewirkt hatte. Meine Wahrnehmung war schon immer verstörend scharf, eine Folge der vielen Jahre ohne soziale Kontakte zu der Welt außerhalb der einen, die ich mit Peter teilte.

An jenem Tag in Olivias Küche fühlte ich mich, als sei etwas in mir aufs Äußerste gespannt, als sei die Welt auf höchste Lautstärke gestellt worden und brülle mich an.

Ich wuchs auf in Union City, New Jersey, angeblich die am dichtesten bevölkerte Stadt der USA. Man kann sie sich nicht richtig vorstellen, es reicht nicht, nur von den schalen, harten Frühstücksbrötchen, den puppentassengroßen Espressobechern oder den langen teigig-süßen Churros zu

reden, genauso wenig wie Sie ein Gefühl für Manhattan bekommen, wenn Ihnen jemand nur vom Schisch-Kebab-Stand bei der Port Authority, dem *Strand Book Store* mit seinen kilometerlangen Bücherregalen oder von den Skateboardern im Washington Square Park erzählt.

Man kann versuchen, sich die Tauben, Bars und Night-Clubs (geschrieben »Nite-Clubs«) von Union City vorzustellen, die jungen »Hoods«, deren um die Knie schlackernde Baggy-Hosen den Blick auf ihre Boxershorts freigeben, man kann sich ein Bild von den Stoßstange an Stoßstange geparkten Autos machen, von der schon absonderlichen Enge mancher Gassen, wo gerne mal der Außenspiegel von einem vorbeifahrenden Lkw abgebrochen wird. Man hört die Zischlaute von Männern jeglichen Alters beim Anblick jedes weiblichen Wesens über zwölf Jahren, man sieht Obstverkäufer mit den billigen Papayas, Mangos und Avocados in ihrer Auslage (mein Vater, ein Avocado-Fan, behauptete immer, sie würden zu ewigem Leben verhelfen), man sieht die unzähligen schwarz gewordenen Kaugummis im rissigen Beton der Bürgersteige. Es ist nicht ungewöhnlich zu hören, wie Kinder im Chor singen: »Trittst du auf die Spalten, sterben deine Alten!«, und da ich abergläubisch war wie mein Vater, mied ich die Risse sorgfältig, was kompliziert war, weil sie den Beton in Zickzacklinien durchzogen wie Wasserläufe eine zerknitterte Landkarte. Ebenso vorsichtig vermied ich es, auf meinen Schatten zu treten, weil ich Angst hatte, meine eigene Seele zu beschädigen.

Wer Union City besucht, sollte sich auf jeden Fall vor dem Geflügelmarkt *Polleria Jorge* auf der 42nd Street zwischen New York Avenue und Bergenline Avenue die Nase zuhalten, so stinkt es da. Überquert man die Straße an der Stelle, wo sich zeit meines Lebens das Schuhgeschäft *Panda*

befand, gelangt man zu *El Pollo Supremo*: Dort empfängt einen wie das Elixier des Atlantiks der freundliche Geruch von Brathähnchen, köchelnder Yucca, schwarzem Reis mit schwarzen Bohnen und frittierten Kochbananen. Peter und ich gingen dort immer essen, und an einem feuchten Halloweenabend während der zwei Jahre, als meine Eltern uns voneinander trennten, hockte er dort in einer einsamen Sitzecke und starrte acht Stunden lang aus dem verregneten Fenster, in der Hoffnung, einen Blick auf mich zu erhaschen, wenn ich mit meiner Mutter von Tür zu Tür zog.

Ich besitze noch immer zwölf Spiralblöcke mit datierten Briefen, einen für jeden Tag, die jeweils mit den Worten »Liebe Prinzessin« beginnen. Peter machte ein X für einen Kuss und ein O für eine Umarmung. In jedem Brief brachte er IDADULDFI unter, die Abkürzung von »Ich Denke An Dich Und Liebe Dich Für Immer«. Ich habe sieben Videos, ebenfalls sämtlich datiert, mit Titeln wie *Margaux fährt Rollschuh* oder *Margaux mit Paws* oder *Margaux winkt hinten auf dem Motorrad*.

Diese Videos sah sich Peter gegen Ende seines Lebens tagtäglich an: Margaux, die sich mit dem Hund Paws auf der Erde wälzt, die auf der Couch Verbrecher spielt, die aus einer Baumkrone winkt, die einen Luftkuss herüberschickt. Jetzt sieht sich niemand mehr Margaux an. Sogar Margaux selbst langweilt der Anblick von Margaux mit Stirnband, Margaux mit abgeschnittener Jeans, Margaux mit nassem Haar, Margaux vor dem Götterbaum, an dem früher die weiße Hängematte hing.

Ich war Peters Religion. Niemand sonst würde sich für

die zwanzig Alben mit den Fotos von mir interessieren: ich allein, mit Paws, mit Karen oder mit meiner Mutter. Das Holzkästchen, das ich in der achten Klasse im Werkunterricht zimmerte, enthält eine lose Fotosammlung, die ebenso unspektakulär ist. Dazu die beiden miteinander verflochtenen Locken, braun und grau, festgehalten für die Ewigkeit. Ein Album mit getrockneten Herbstblättern, darunter die Namen der Bäume, von denen das Laub fiel: Zuckerahorn, Schwarzeiche, Amberbaum. Mein glitzernder Feenstab, meine kleinen grauen Filzmäuse, die Peter bei einem Streit wegwarf, aber später wieder aus dem Müll holte, der schmiedeeiserne Schlüssel, den wir am Bootsanleger fanden, meine silbernen Armreifen und das riesige goldene Kreuz, das ich im West Village kaufte, die schwarzen Leggings (meine »Madonna-Hose« nannte Peter sie immer), die kurze schwarze Halskette mit dem silbernen Herzen, mein roter Spitzenbody und die Bikerhose aus Vinyl, die Peter mir schenkte, das Buch über Wicca-Zauber, Kassetten mit Liedern von *Nirvana*, *Hole* und *Veruca Salt* für unsere Autofahrten, raubkopierte *Nirvana*-Videos, die ich ebenfalls im West Village bekommen hatte, Kassetten mit Aufnahmen von unseren vier Romanen (jede Figur mit einer anderen Stimme gesprochen), ein Holzamulett von Peter, auf dem eine Fee in eine Kristallkugel schaut. Das alles bewahrte er in einer schwarzen Truhe mit einem kaputten Riegel auf, die am Fußende seines Bettes stand.

Peter, am Ende deines Lebens konntest du nur noch wenige Häuserblocks weit gehen und nicht mehr Motorrad fahren. Du liefst zu Fuß den kurzen Weg zum Rand des Felsens im

Palisades Park, machtest noch einen Schritt nach vorn und fielst gute achtzig Meter in die Tiefe, wie es im Polizeibericht steht. In meinen Briefkasten hattest du einen Umschlag mit zehn Abschiedsbriefen und mehreren Mitteilungen auf liniertem Papier geworfen, in denen du mir dein Auto überschriebst. Du hattest eine Karte für mich gezeichnet, damit ich deinen schwarzen *Mazda* finden konnte und nicht wegen Autodiebstahls angezeigt werden würde. In den Umschlag hattest du einen Zweitschlüssel gelegt, der Originalschlüssel befand sich im Zündschloss des *Mazdas*. Ich war zweiundzwanzig, und du warst sechsendsechzig.

ERSTER TEIL

»KANN ICH MIT DIR SPIELEN?«

1985. Es war Frühling, und wenn der Wind heftig wehte, fielen die Blüten von den Kirschbäumen. Prachtscharten und Asten leuchteten bunt, und ich roch den süßen, schwindelerregenden Duft des Geißblatts, vom Wind hergetragen mit einem Schimmern frisch geraubter rosa-weißer Kirschblüten und den fedrigen weißen Samen des Löwenzahns. Es war die Jahreszeit der Wespen, jener trägen Insekten, die ständig Mülleimer und Sprudelflaschen umschwirren. Mit drei Jahren war ich von einer Wespe in die Nasenspitze gestochen worden, worauf meine Nase auf ihre doppelte Größe anschwell; seitdem hasste meine Mutter Wespen voller Inbrunst.

»Haut ab!«, schrie sie und fuchtelte mit den Händen herum, damit die Wespen verschwanden, die unserem Picknick mit den Freunden meiner Eltern, Maria und Pedro, und ihrem Sohn Jeff auf der Wiese im Liberty State Park unangekündigt einen Besuch abstatteten.

Poppa tropfte ein wenig Pepsi Cola auf das Ende eines Strohhalmes und legte ihn auf unser rot-grünes Strandlaken. Alle Wespen schwirrten zum Strohhalm, und Poppa grinste.

»Seht ihr, *ich* löse Probleme mit gesundem Menschenverstand. Wespen mögen Zucker, und solange sie Cola haben, werden sie sich an den Strohhalm halten. Stimmt's, Keesy?«

Seit Poppa mir als kleinem Kind angewöhnt hatte, ihm einen Gutenachtkuss auf die Wange zu geben, nannte er mich Kissy (mit seinem spanischen Akzent sprach er es »Keesy« aus). Eine Zeitlang küsste ich alles und jeden: meine Puppen und Stofftiere, sogar mein eigenes Spiegelbild. Poppa nannte mich nur dann Keesy, wenn er mit mir zufrieden war, manchmal auch Baby Bow. Wenn er böse auf mich war, nannte er mich gar nichts, dann sprach er von mir in der dritten Person. Nur selten verwendete er meinen richtigen Vornamen Margaux (ausgesprochen »Margo«), obwohl er selbst mich nach einem edlen französischen Wein von 1976 benannt hatte, den er einmal gekostet hatte: *Château Margaux*. Meine Mutter sprach er nie mit ihrem Namen Cassie an, auch gab er ihr nie einen Kuss oder umarmte sie. Ich nahm an, das sei überall so, bis ich sah, wie sich andere Eltern küssten, beispielsweise die von Jeff. Ehrlich gesagt, dachte ich, *sie* wären sonderbar.

Maria war die beste Freundin meiner Mutter und passte hin und wieder auf mich auf. Jeff war sieben, ein Jahr älter als ich. Wenn wir bei Jeff waren und er sich einverstanden erklärte, sich mit mir Geschichten auszudenken, war ich auch bereit, mit den Actionfiguren von *G.I. Joe* und den *Transformern* zu spielen. Ich fand Krieg sterbenslangweilig, dafür hasste Jeff Rate- und Rollenspiele, weil man dafür kein Spielzeug brauchte. Unsere Freundschaft wurde nur durch diese Kompromisse zusammengehalten.

Mommy und Maria unterhielten sich über die üblichen Mütter-Themen: die Vorteile von Vitamin C, das am Orchard Beach entführte Kind, der kürzlich in einer Achterbahn gestorbene Junge. »Was für eine Schande«, sagte Mommy dann, oder: »Gottes Wege sind unergründlich«. Mommy hatte einen kleinen Spiralblock, in dem sie jedes

Unglück notierte, von dem sie im Radio oder Fernsehen hörte. So hatte sie immer etwas Wichtiges zu berichten, wenn sie eine Freundin anrief oder besuchte. Diesen Block nannte sie ihr »Faktenbuch«. Poppa konnte das Faktenbuch nicht ausstehen. Wenn meine Mutter krank wurde, redete sie von hungernden Kindern und anderen schrecklichen Dingen, die sich in der Welt zutrugen. Zu Hause spielte sie unablässig die Platte *Sunshine* ab, die Aufzeichnungen einer jungen Frau mit tödlichem Knochenkrebs, die ihrem Mann und ihrer Tochter Abschiedsgrüße aufgenommen hatte. Mommy fand das romantisch.

Ich hörte Maria sagen, dass ich mehr Huhn und Yucca essen müsse, und meine Mutter schrieb es in ihr Faktenbuch. Die beiden konnten sich nicht einigen, was dicker machte: Hühnchen oder Rindfleisch. Poppa stieß Pedro an und sagte: »Was wissen diese Weiber überhaupt? Ich habe mehr Ahnung als beide zusammen. Mädchen sollen nicht so viel Fleisch essen, sonst bekommen sie zu viele Hormone von der Kuh. Schwarze Bohnen und schwarzer Reis, Obst, Spaghetti – das ist das Richtige. Ein Kind soll nicht zu dünn sein, sonst glauben die Leute, man würde ihm nicht genug zu essen geben. Aber ein kleines Mädchen soll auch nicht älter aussehen, als es ist. Deshalb sollen Mädchen nicht zu viel Steak und Schweinefleisch essen. Fisch ist in Ordnung. Jungen hingegen müssen groß und stark werden. Söhnen, denen gibt man viel Schweinefleisch. Vielleicht gebt ihr euren ein bisschen zu viel davon.« Poppa grinste; er konnte andere beleidigen, ohne dass sie ihm böse waren. »Ich selbst, ich esse gerne Salat. Ich esse oft Pistazien und hin und wieder eine Papaya. Vitamin A. Ich sage nicht, dass euer Sohn dick ist. Ich sage nur, dass er sich leisten könnte, ein paar Pfund abzunehmen. Ich hoffe, ihr versteht mich nicht

falsch. Ich sage meinen Freunden immer die Wahrheit. Aber er ist ein kräftiger Bursche, ein gesunder Kerl, ein hübscher Junge!«

Jeff beugte sich zu mir herüber, flüsterte: »Hühnerbein, Hühnerbein!« und machte dazu gackernde Geräusche.

»Hör auf!«

»Gack, gack!« Er bewegte die Arme auf und ab. »Du läufst genau wie ein Huhn! Gack, gack! Gack, gack!«

Hühnerbeine waren mir egal, doch als er sagte, ich würde wie ein Huhn laufen, schlug ich ihm ins Gesicht. »Halt die Klappe, du Fettsack! Hau ab und fahr zur Hölle!«

Alle schauten mich an, und als Maria meinen Blick sah, wandte sie sich ab.

Poppa grinste breit und sagte: »Hütet euch vor meiner Tochter, Jungs!«

»Louie!«, rief Mommy. »Lob sie nicht auch noch dafür!«

Eine Wespe flog Mommy ins Gesicht, und Jeff wollte den Helden spielen und das Insekt mit einem Stock verscheuchen. Er erwischte es und schlug mit lautem Geheul auf die übrigen Wespen ein. Da gingen sie zum Angriff über, und Jeff ließ den Stock fallen. Die Erwachsenen schrien auf, und die gereizten Tiere stürzten sich auf uns alle. Ich hatte Wespen auf dem Kopf, den Armen, Händen, auf der Brust. Poppa sah mir in die Augen und sagte: »Beweg dich nicht, Keesy, beweg dich nicht, sonst stechen sie dich.« Ich spürte ihre winzigen schwarzen Beinchen, ihre zarten Härchen. Und gehorchte. Poppa und ich waren die einzigen, die an jenem Tag nicht gestochen wurden.

In den ersten sieben Jahren meines Lebens wohnte ich mit meinen Eltern in einem Mietshaus aus orangefarbenem Backstein auf der 32nd Street. Unsere kleine Wohnung wurde von Kakerlaken heimgesucht, die Poppa einfach nicht loswurde, obschon er sich mit Sprühdosen voll Insektenvernichtungsmittel bewaffnete. »Die kommen aus den anderen Wohnungen rüber. Kriechen unter den Türen durch. Die Leute in diesem Haus sind verwahrlost. In diesem Stadtteil leben nur Verwahrloste. Weiter draußen in Union City ist es besser. Hier gibt es nur Drogensüchtige und Wilde. Ich kann's nicht erwarten, hier endlich wegzukommen.«

Poppa hasste Graffiti, Feuerleitern, zugemüllte Brachflächen, das Pfeifen und Zischen von Jugendlichen, er hasste Ghettoblaster und den Unrat, den die Menschen überall herumliegen ließen. Aber er ging gerne ein paar Häuserblocks weiter zur Bergenline Avenue, um sich dort einen Espresso und ein gebuttertes Brötchen zu holen (kleine Stückchen davon stopfte er mir in den Mund, ich durfte sogar an seinem Espresso nippen). Es gefiel ihm, dass dort fast nur Spanisch gesprochen wurde, weil es für ihn unglaublich demütigend war, auch nur ein einziges englisches Wort falsch auszusprechen, wenn er Essen bestellte. Als er meine Mutter kennenlernte, zog sie ihn einmal damit auf, dass er das Wort »shoes« wie »tschuus« aussprach. Den Rest des Tages redete er nicht mehr mit ihr.

Poppa ermutigte meine Mutter und mich nie, Spanisch zu lernen, was ihrer Meinung nach Absicht war. Er wollte nicht, dass wir seine Telefongespräche mithören konnten. Das nahm ich ihm übel. Kein Spanisch zu können bedeutete, dass man in den meisten Geschäften nichts lesen und in den ortsansässigen Restaurants und Bodegas nichts bestellen konnte. In Union City glaubten die Leute wegen mei-

nes hellen Teints meistens, ich käme aus Kuba oder Spanien, niemand hielt mich für eine halbe Puertoricanerin. Meine Mutter hatte norwegische, schwedische und japanische Vorfahren. Ich hatte dunkle Augen, angeblich von meinem halbjapanischen Großvater, ein herzförmiges Gesicht, üppige Lippen und glattes dunkelbraunes Haar.

Als ich klein war, schlug ich im Bus oder auf der Straße oft nach wildfremden Frauen, was nach Ansicht meiner Mutter darauf zurückzuführen war, dass ich miterlebt hatte, wie sie von meinem Vater verprügelt wurde. Sie sagte, ich sei mit drei Jahren Zeuge gewesen, wie er einen großen Bilderrahmen auf ihrem Rücken zertrümmerte, doch ich sei zu klein gewesen, um mich noch daran zu erinnern. Was ich jedoch weiß, ist, dass mein Vater oft die Lichter an- und ausknipste, um sich über die Nervenkrankheit meiner Mutter lustig zu machen. Meine Mutter, mein Vater und ich schliefen in einem riesigen Doppelbett, weil ich ständig Alpträume hatte und auf gar keinen Fall allein im Bett liegen wollte. Um besser schlafen zu können, breitete mein Vater ein aus einem alten Unterhemd geschnittenes Stück Stoff über seine Augen, und ich fand, er sah mit seinem kastanienbraunen Bart und dem langen braunen Haar wie ein Gangster aus. Wenn er guter Laune war, erzählte er mir morgens Geschichten über einen schelmischen Affen, einen bösen Frosch und einen geduldigen weißen Elefanten. Die Geschichten spielten in Carolina in Puerto Rico, wo er aufgewachsen war. Manchmal erzählte er mir auch von seiner Kindheit: Wie er immer die hohen Kokospalmen hinaufgeklettert war, Arme und Beine um die groben Stämme geschlungen, und sich mit eigener Kraft zentimeterweise hochgehievt hatte.

Mein Vater erzählte gerne Geschichten. Dabei übertrieb er und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum. Er

kümmerte sich um unseren Haushalt, um Kochen und Putzen, weil er behauptete, meine Mutter sei dazu nicht in der Lage, sie könne nur unsere Klamotten in den Waschkeller bringen und im nah gelegenen Supermarkt einkaufen. Sie brachte die Lebensmittel in einem kleinen roten Wägelchen heim, weil sie nicht Auto fahren konnte. Doch sie kaufte immer mehr als nötig und gab zu viel Geld aus, worüber Poppa sich dann aufregte.

Poppa war ein derart nervöser Typ, dass ich nie verstanden habe, wie er einen Beruf ergreifen konnte, bei dem er den ganzen Tag stillsitzen musste. Er war Goldschmied, spezialisiert auf Eigenentwürfe und deren Umsetzung. Zudem schliff, fasste und polierte er Edelsteine und führte Reparaturarbeiten durch. In den achtziger Jahren hatten Goldschmiede noch keine ergonomisch geformten Werkbänke, sondern arbeiteten den ganzen Tag vornübergebeugt.

Wenn Poppa nach Hause kam, war er immer so gereizt, dass er sich wie ein von der Leine gelassener Hund aufführte. Manchmal auch war er in Hochstimmung, dann riss er Heineken-Dosen auf, während er das Abendessen zauberte, holte die Gewürze singend aus Schubladen und Schränken, bot mir Kostproben seiner Kochkunst auf dem Löffel zum Probieren an oder überließ mir den Reistopf, damit ich die leicht angebrannten knusprigen Körner vom Boden kratzen konnte, von Poppa »Popcornreis« genannt. Wenn er gut aufgelegt war, zupfte er gerne an meiner Nase – seine Art, mir seine Zuneigung zu zeigen, da er mir nur selten einen Kuss gab. Unterdessen lag meine Mutter im Schlafzimmer und lauschte ihren Singles von John Lennon, der Musik von *West Side Story*, der *Sunshine*-Platte oder *Simon and Garfunkel*. Sie kam erst heraus, wenn das Essen auf dem Tisch stand,

weil sie wusste, dass mein Vater schlechte Laune bekam, sobald er sie sah. Meine Mutter erzählte mir, als sie sich einmal vor dem Fenster entkleidete, habe Poppa die Vorhänge zugezogen und gesagt: »Du bist kein hübsches Mädchen, du bist eine fette Kuh, dich will niemand sehen.«

Wenn Poppa mit schlechter Laune nach Hause kam, verdrückte ich mich mit Mommy ins Schlafzimmer und drehte ihren Plattenspieler laut auf. Wir bauten uns eine kleine Festung aus Kissen und warfen uns den Quilt über den Kopf. In unserer Höhle lag ich, nuckelte an meinem Plastikschnuller (sogar noch mit fünf und sechs) und drückte mir einen gelben Stoffhund an die Wange, dessen kariertes Ohr durch mein ständiges Herumgezupfe eingerissen war. Poppa schimpfte, sein Chef würde ihn ständig herunterputzen, oder die Geschäfte liefen gerade schlecht. Mindestens einmal im Jahr war Poppa arbeitslos, da es in der Schmuckbranche nach Weihnachten nicht sehr viel zu tun gab. Er redete sich bei seinen Schimpftiraden so in Rage, dass sie zu unkontrollierten Wutausbrüchen wurden, die stundenlang andauern konnten. Wenn es so weit war, glich er einem Besessenen, und wir hatten Angst, in seine Nähe zu kommen. Er tobte, wir hätten ihn zu einem Leben in Elend verdammt, er würde nie wieder frei sein, Gott könne ihn nicht mehr in die Hölle schicken, weil er schon längst mittendrin sei, und er fragte sich laut, was er denn getan habe, um gleich doppelt gestraft zu sein: mit einer kranken Ehefrau und einem wilden Tier von Tochter. Oft wünschte ich mir, er würde auf Spanisch fluchen, damit wir nicht verstünden, was er sagte.

In dem Sommer, als ich sieben wurde, wohnten wir immer noch auf der 32nd Street. Von dort aus musste ich zum Schwimmbad auf der 45th Street mehrere Häuserblocks weit laufen. Das Wasser war nur rund einen Meter zwanzig tief und stark gechlort, tote Insekten schwammen auf der Oberfläche. Ältere Kinder nannten das Schwimmbad »Pisspool«. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich zu diesem Namen beitrug – unauffällig ließ ich mich an den blauen Rand treiben und sah mich vorsichtig um, ob mich auch niemand dabei beobachtete.

Das Wasser war von einem weiten, klaren hellen Blau, das sich ausdehnte, um meinen hineintauchenden nassen Körper aufzunehmen, meinen Körper mit seinen geballten Fäusten und den aneinandergedrückten Füßen und Beinen, angespannt wie zu einer langen Flosse, mit meinen zusammengepressten Lippen, die die Luft in mir hielten wie eine zugeschnappte Geldbörse, ich, die Meerjungfrau, der Goldfisch, der Delfin, mein schwereloses Ich. Wenn ich wieder aufstieg und mit dem Kopf durch die Wasseroberfläche brach, um die Luft in mir aufzunehmen, spürte ich, wie mein Kopf leicht vor Wohlgefühl wurde. Kurz darauf schaute ich zu meiner Mutter hinüber, die mit dem um Hals und Schultern geschnallten großen schwarzen Portemonnaie dasaß. Aus Angst vor Dieben legte sie es nie ab. Wenn mir meine selbsterdachten Spiele langweilig wurden, stellte ich mich manchmal in die Mitte des Beckens und schaute mich um. Wenn ich das tat – innehalten und mich umsehen –, dann war es, als würden alle Menschen – Kindergruppen, Mütter, die ihre Babys in Gummitieren schaukelten, Kleinkinder mit Schwimmflügeln um die Arme, Jungen, die am Tauchverbotsschild tauchten – wie aus dem Nichts Gestalt annehmen. Plötzlich überfielen mich die Ge-

räusche, das Spritzen, Schreien, Pfeifen, das Zwitschern der Vögel und Brummen der Autos hinter dem grünen Lattenzaun.

An dem Tag, als ich Peter kennenlernte, sah ich zwei Jungen mit ihrem Vater am anderen Ende des Beckens ringen, planschen, lachen. Einer der Jungen war sehr hübsch. Er war der kleinere von beiden, ungefähr neun oder zehn Jahre alt, dünn, lange braune Locken. Er sah nicht einfach nur süß aus, er strahlte Glück aus. Sein Gesicht und seine Haut leuchteten irgendwie, seine Beine, Arme und Hände besaßen eine zartgliedrige Beweglichkeit, in seinen Augen und seinem Gesichtsausdruck lag eine für einen Jungen seltene Sensibilität. Sein älterer Bruder war wohl auch glücklich, aber nicht mit derselben Lebendigkeit.

Ihr Vater hatte silbrig-sandfarbenes Haar mit einem Pony wie die *Beatles*. Er hatte volle Lippen, eine lange, spitze Nase, die bei einem anderen abstoßend ausgesehen hätte, bei ihm jedoch nicht, und ein kräftiges, vorspringendes Kinn. Als er in meine Richtung blickte, sah ich, dass seine Augen aquamarinblau strahlten. Er lächelte mich an, sein Gesicht voller Falten: auf der Stirn, um die Augen, am Kinn. Ich wusste, dass er alt war mit den Falten, dem ergrauenden Haar und der lockeren Haut am Hals, doch er besaß so viel Schwung und Energie, dass er nicht alt wirkte. Er erschien nicht einmal erwachsen in dem Sinne, in dem Erwachsene sich normalerweise von Kindern unterscheiden. Kinder spüren die Distanz zwischen sich und Erwachsenen instinktiv, genau wie Hunde wissen, dass sie keine Menschen sind, und selbst wenn Erwachsene bei Kinderspielen mitmachen, weiß man doch immer, dass sie anders sind. Ich glaube, Peter hätte sich in eine Reihe mit hundert Männern von ähnlicher Statur und ähnlichen äußeren Merkmalen stellen können, ich

wäre trotzdem zu ihm gegangen und hätte gefragt: »Kann ich mit dir spielen?«

Ich durchquerte das gesamte Becken und stellte ihm genau diese Frage. Er erwiderte: »Natürlich« und spritzte mir sofort Wasser ins Gesicht, tollte mit mir herum, als sei ich eins seiner Kinder. Ich bespritzte die Jungen und sie mich, denn sie schienen nichts dagegen zu haben, mit jemandem zu spielen, der so viel jünger war und dazu noch ein Mädchen. Irgendwann tauchte mich der hübsche Junge vorsichtig unter, und als ich wieder hochkam, prustete ich so heftig los, dass ich einen Moment lang nichts außer meinem eigenen Lachen hörte. Dann schnappte mich der Vater, klemmte mich unter seinen Arm, schleuderte mich herum und freute sich dabei wie ein kleines Kind. Als er stehen blieb, war die Welt aus dem Gleichgewicht geraten, und ein seltsames weißes Licht umstrahlte sein Gesicht wie eine Korona.

Als die Bademeister später alle Besucher aus dem Becken riefen, um das Schwimmbad zu schließen, stellte uns der Vater, der Peter hieß, eine niedliche Latina namens Inès vor, die die ganze Zeit im flachen Abschnitt des Beckens herumgewatet war. Peter neckte sie, weil sie sich immer nah am Beckenrand hielt, und scherzte mit meiner Mutter und mir, Inès habe Angst vor Dingen, über die sich niemand sonst Gedanken mache, beispielsweise Karussell oder Fahrrad fahren. Sie hatte ein seltsam schönes Gesicht mit schläfrigen Augen inmitten von Sonnenfalten, lange Locken, die am Ansatz dunkel und weiter unten in einem Apricotton gefärbt waren, dazu den sanften, verwirrten Blick eines wil-

den Rehkitzes. Inès hatte an den Fingern violette künstliche Nägel, zwei waren abgebrochen, auf den übrigen waren kleine schwarze Peace-Zeichen gemalt.

Peter stellte uns alle mit Namen vor: Der ältere Junge, Miguel, schien um die zwölf oder dreizehn zu sein, der jüngere, Ricky, nur ein paar Jahre älter als ich. Am Ende des Tages hatte ich alle Namen vergessen und erinnerte mich nur noch an die Anfangsbuchstaben der Eltern: P und I. Immer wieder musste ich an sie denken, an P und I und an ihr Versprechen, meine Mutter und mich zu sich einzuladen. Doch als die Zeit verging, ohne dass sich etwas tat, vergaß ich sie wieder.

Ich hätte sie für immer vergessen, wenn da nicht dieser vage Eindruck von Freude gewesen wäre, den der Nachmittag bei mir hinterlassen hatte. Wir saßen in Poppas 1979er *Chevy*, als Mommy sagte, sie hätten angerufen beziehungsweise Peter hätte sich gemeldet.

»Sie haben uns zu sich nach Hause eingeladen. Ist das nicht nett?« Als Poppa schwieg, fuhr sie fort: »Peter und Inès. Und die Jungen, Ricky und Miguel. Miguel und Ricky. Ganz nette Jungen. Gut erzogen, überhaupt nicht grob. Eine nette Familie.«

»In ihr Haus? Ist das in der Nähe?«

»Nicht weit weg. Am Telefon sagte Peter, in Weehawken, da wo es an Union City grenzt. Ich wollte dir nur Bescheid sagen. Was du davon hältst.«

»Wovon?«

»Dass wir dahin gehen. Am Freitag, wenn du arbeiten bist.«

»Ist mir egal.«

»Gut, ich dachte nur, ich sag dir Bescheid.«

»Ist mir egal. Das sind ja wohl keine Gewaltverbrecher, oder?«

»Das ist eine sehr nette Familie. Sehr nette Leute. Eine liebe Familie.«

»Bei dir sind immer alle nett. Alle sind so nett. Alle sind so lieb.«

»Dann ist das abgemacht«, sagte Mommy. »Freitagmittag.«

DAS ZWEISTÖCKIGE HAUS

Vor dem Zweifamilienhaus standen ein zweistöckiger weißer Brunnen und drei große Kunstharzfiguren: ein rosa Bär, ein schwarzer Labrador mit Flügeln und eine Meerjungfrau. Der Bär war halb in Efeu versunken. Die seltsamen dunklen Blätter wanden sich bereits um den prallen Schwanz der Meerjungfrau, krochen seitlich am Haus empor, verschluckten die gesprungenen violetten Schindeln wie der Bartwuchs eines Wilden; aus den Efeubüscheln am Boden sprossen hohe rote und rosafarbene Rosen. An einem Mast hing eine zerschlissene rot-gelbe spanische Flagge, rechts und links der Fußmatte standen Blumentöpfe. Meine Mutter drückte auf eine Klingel, die an Drähten aus dem Rahmen heraushing. Als nichts geschah, machte sie Gebrauch von einem schweren goldfarbenen Türklopfer.

Zuerst konnte ich den geschmeidigen schlanken Mann, der uns die Treppe hinaufführte, nicht mit dem Vater aus dem Schwimmbad in Verbindung bringen. Der Anweisung meiner Mutter gehorchend, klammerte ich mich an das Mahagonigeländer. Sie hatte mich gewarnt, die Wendeltreppe sei »vertrackt«. Einmal rutschte ich fast aus, weil ich mich zu sehr auf die Wandbemalung konzentrierte, ein Band aus goldenen Schlüsseln, die nach oben hin immer größer wurden und so den Eindruck vermittelten, mit dem Betrachter das Treppenhaus emporzusteigen.

»Diese Treppe bringt mich noch um«, sagte der Mann und hielt sich den Rücken. »Ich würde lieber in der Wohnung im Erdgeschoss wohnen. Aber die ist zu klein für uns. Außerdem ist sie in keinem guten Zustand. Momentan kann ich sie nicht mal vermieten. Ich will sie schon länger renovieren, aber oben ist auch so viel zu tun. Werdet ihr gleich seh'n.«

Im Treppenhaus hing ein Spiegel, meine Mutter erkundigte sich danach. Der Mann sagte: »Der ist von *American Girandole*, mit dem Adler der Unionisten obenauf. Ich sprühe ihn jedes Jahr neu mit Goldlack an, damit er gut aussieht. Hab ich vom Flohmarkt. Ist antik.« Dann lachte er und fügte hinzu: »So wie ich.«

Er fuhr fort: »Unser Haus ist nur mit Antiquitäten eingerichtet. Der Herd ist von *Bengal*, Gasherd mit Gasheizung, 1955 eingebaut. Und wir haben eine alte Badewanne mit Löwenfüßen, so eine richtig tiefe Wanne, die man sonst nirgends mehr findet. Wir haben auch eine ganz große Doppelspüle: Die eine Seite ist für Geschirr, die andere für Wäsche.«

Ich merkte, dass er aus irgendeinem Grund zögerte, die Holztür im ersten Stock zu öffnen; wie alle Erwachsenen spannte er Kinder gerne auf die Folter. Ich drängte mich zwischen ihn und meine Mutter und sah ihn mit meinem strengsten, doch freundlichen Schmollmund an. »Ähm, wie heißt du noch mal?«

»Peter, hast du das vergessen?«

»Peter, kannst du die Tür aufmachen? Bitte!«

Mit einem honigsüßen Lächeln legte er schnell seine große sanfte Hand über meine Augen. »So, nicht schummeln! Ich nehme gleich ganz schnell meine Hand weg, und dann siehst du etwas ganz Tolles, ja? Versprich mir, dass du nicht schummelst!«

»Versprochen.«

Ich hörte, wie die Tür aufging, und versuchte, etwas zu erkennen, sah aber nur das Licht in den Ritzen zwischen seinen Fingern. »Fertig?«

»Ja!«

In der Mitte des Zimmers stand ein gläserner Behälter von der Größe eines kleinen Sofas. Darin befanden sich braune Äste, und auf den Ästen saßen Leguane mit Stacheln auf dem Kopf. In einem schmutzigen kleinen Teich lag ein Wels mit schwarzem Schnurrbart. Auf Stangen am Fenster flatterten Sittiche und Finken; der Boden war mit Zeitungspapier ausgelegt, um den Vogeldreck aufzufangen. Überall an den Wänden waren Futterstellen angebracht, unter der Decke hing Spielzeug: zusammengebundene Glöckchen und bunte Steine. Ein großer wolliger Hund kam hechelnd auf mich zu und wollte gestreichelt werden. Ich schob meine Hand in sein langes herbstbuntes Fell, er legte sich voller Wohlbehagen hin und drehte sich auf den Rücken, damit ich seinen weichen weißen Bauch kraulte.

»Das ist Paws«, sagte Peter. »Er ist der liebste Hund der Welt, halb Golden Retriever, halb Collie.«

»Ach, das sind so nette Rassen«, sagte meine Mutter und streichelte ihn, obwohl sie eine Allergie hatte.

Anschließend führte uns Peter in die Küche, in der ein Aquarium mit einer kleinen schwimmenden Scharnierschildkröte stand. »Schildkröten fressen Würmer«, erklärte Peter und zeigte mir graue Würfel, die aus gemahlener und getrockneter Würmern bestanden. Er nahm das Drahtnetz vom Aquarium, und ich ließ den grauen Würfel hineinfallen und sah zu, wie der flache schrumpelige Kopf hervorkam und nach dem Futter schnappte. Das Aquarium der Schildkröte und das Terrarium im Vorderzimmer verström-

ten einen wilden, scharfen Duft, der sich mit den anderen Gerüchen vermischte: Vogeldreck, Vogelfedern, alte Zeitungen und das Fell des Hundes mit seinem warmen, erdigen Hundedunst. Paws folgte uns überallhin und sah uns unablässig mit seinen feuchten Augen an. Das Vogelgezwitscher gesellte sich zum Klackern der Hundepfoten auf dem Linoleum in der Küche und zum Peitschen der wild gewordenen Rute, die gegen alles schlug, an dem der Hund vorbeikam. Das gesamte Hinterteil von Paws wackelte ohne Unterlass. »Es sieht aus, als würde er tanzen«, sagte ich.

Wir gingen in das Wohnzimmer, das mit rotem Teppichboden, einem roten Samtsofa und samtgepolsterten Stühlen ausgestattet war, mit roten Vorhängen und drei riesengroßen vollgestopften Bücherregalen. Auf dem Boden stand ein kleiner Drahtkäfig mit einem dicken braun-weißen Hamster, vor dem Fenster schwammen Goldfische – orange, schwarz, gefleckt – in einem Aquarium, das ungefähr halb so groß wie das im Vorderzimmer war. Sie tummelten sich zwischen Wasserpflanzen, einem Steinhaus, einer Meerjungfrau, einer steinernen Kröte und einer Blasen ausstoßenden Windmühle. Links von dem großen Aquarium befand sich ein kleinerer Glaskasten, und mit einem Grinsen führte uns Peter heran und zeigte auf einen kleinen Alligator.

»Das ist ein Kaiman – halb Alligator, halb Krokodil«, erklärte er, und ich sah, dass das Tier halb so lang wie mein Arm war und nur wenig breiter. Seine Haut war geriffelt, die uralten Augen blinzelten nicht, es war reglos wie eine Steinfigur.

»Wieso ist der so klein?«, fragte ich.

»In freier Wildbahn würde er größer werden«, sagte Peter. »Aber hier, in Gefangenschaft, wird er nur ungefähr so groß wie das Terrarium. Sein Körper weiß von selbst,



Margaux Fragoso

Tiger, Tiger

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35685-6

Diana

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Eindringlich, mutig, poetisch – die Geschichte einer gestohlenen Kindheit

»Ich begann dieses Buch im Sommer nach dem Tod von Peter Curran zu schreiben, den ich mit sieben Jahren kennenlernte und mit dem ich fünfzehn Jahre eine Beziehung hatte, bis er im Alter von sechsendsechzig Selbstmord beging.«

Als Margaux Fragoso zweiundzwanzig ist, verliert sie ihre größte Liebe und wird zugleich von ihrem größten Schmerz befreit. In poetischer Sprache und mit klaren Worten erzählt sie die Geschichte ihrer eigenen gestohlenen Kindheit.